

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 48 (1968-1969)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

BESCHÄFTIGUNG MIT BURCKHARDT

Als sich am 25. Mai 1918 der Geburtstag Jacob Burckhardts zum hundertsten Mal jährte, trieb der Erste Weltkrieg seiner Entscheidung entgegen. Die fünfzigste Wiederkehr seines Todestages am 8. August 1947 stand tief in den Schatten eben vergangener und gewaltig gegenwärtiger Tyrannei.

Diese beiden Jahre bezeichnen ziemlich genau jene Periode der Kriege und Krisen, Umstürze und Zusammenbrüche, in der Burckhardt zu einem der großen zeitgemäßen Unzeitgemäßen geworden ist. 1918 erschienen die Studien «Jakob Burckhardt als Geschichtsphilosoph» von Karl Joël als selbständige Schrift und «Freiheit und Macht bei Jacob Burckhardt» von Emil Dürr als wissenschaftliche Vorboten der Aktualisierung Burckhardts in den Zeiterlebnissen und Zeitstimmungen seit 1914. In diesen finden vor allem die «Weltgeschichtlichen Betrachtungen», die Briefe und später die «Historischen Fragmente» eine bis in unsere Tage nachhallende Resonanz. Burckhardt als Kritiker der Zeit und Kündler der Zukunft wird in einer breiten Skala der Bemühungen und Beanspruchungen zitiert und interpretiert, verstanden und mißverstanden, fromm in Beschlag genommen und gelegentlich auch dreist ausgebeutet. Mit dieser Hinwendung vollzieht sich auch die von Elsbeth Colmi in ihrer Dissertation «Wandlungen in der Auffassung von Jakob Burckhardt» (Köln 1936) konzentriert nachgezeichnete und eingeordnete «Rehabilitation in der Wissenschaft» selbst. Was um die Jahrhundertwende Koryphäen ihres Faches wie von Wilamowitz-Moellendorf, Beloch und Ed. Meyer beim Erscheinen von Burckhardts «Griechischer Kulturgeschichte» zu Urteilen von krudem Hochmut verleitet hatte: der ihr anhaftende Mangel an philologisch-kritischer Methode, tritt nun hinter seine «überraschenden Gesichtspunkte» (H. Gelzer) und «Grund-

wahrnehmungen» (C. Neumann) zurück in den Bereich jenes «Schuttes» gespreizter Wissenschaftlichkeit, von dem Burckhardt seine kristalline Struktur und flüssigen Duktus verbindende Darstellungen mit aussparender Kunst bewußt frei gehalten hatte. Das Interesse an Lücken und Irrtümern bei Burckhardt machte einem vorherrschenden Interesse für die anthropologische Grundlage seiner Geschichtsbetrachtung und für die ihm eigentümlichen «Verrechnungen» Platz: für das Ineinanderspielen von Interessantem und Typischem, von Kontinuität und Krise, von Freiheit und Macht, von Individuum und Allgemeinem, von Glück und Unglück, von scharf beobachteter Relativität der historischen Erkenntnis und ebenso hingebend gesuchtem archimedischem Standort wie strenge gehaltenem Maßstab, von innerem Engagement und äußerer Absichtslosigkeit, von «objektiver Forschung und subjektiver Deutung» (H. Uhde-Bernays).

Diese «Burckhardt-Renaissance» (Elsbeth Colmi) ist sehr bald auch zu einer solchen seines Werkes selbst geworden: 1922 erscheint die «Kultur der Renaissance in Italien», 1924 der «Cicerone» in ursprünglicher, von späteren Zusätzen befreiter Gestalt und im gleichen Jahr die vierte Auflage der «Zeit Constantins des Großen».

Diesen Einzelausgaben folgt 1929—1935 die Jacob Burckhardt-Gesamtausgabe in 14 von Emil Dürr, Albert Oeri, Felix Staehelin, Hans Trag, Heinrich Wölfflin und Werner Kaegi besorgten Bänden. Zusammen mit den von Josef Oswald, Werner von der Schulenburg und Emil Dürr wieder ans Licht gezogenen Zeitungs- und Zeitschriftenartikel des politischen Journalisten, Kunstbetrachters und Reisenden im Vormärz, der von Fritz Kaphan besorgten Briefauswahl, der Sammlung der Gedichte durch K. E. Hoffmann, bildet die Gesamtausgabe die Grundlage

der Beschäftigung mit Jacob Burckhardt in den Jahren der Wirtschaftskrise, der Diktatoren, des Zweiten Weltkrieges und der ersten Nachkriegszeit.

In Deutschland wird Burckhardt einerseits als geistiger Widerpart zum Reich von 1933 und seiner Ideologie erkannt (am interessantesten: Christoph Steding «Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur», 1938), andererseits auf Grund seiner zahlreichen scharfen Glossen über die Juden und der Verwendung des Begriffes der Rasse für den schlimmsten Teil dieser Ideologie in Anspruch genommen (am prominentesten durch Alfred Rosenberg in: «Der Mythos des XX. Jahrhunderts»). Die dritte Variante ist die der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Burckhardt als eine Möglichkeit verkappter Opposition gegen das Dritte Reich (so Alfred von Martin 1941 in: «Nietzsche und Burckhardt», und 1942 in: «Die Religion Jacob Burckhardts»).

Im außerdeutschen Ausland sind es vor allem die Niederlande (durch Johan Huizinga) sowie England und die Vereinigten Staaten, die sich für Burckhardt empfänglich zeigen. Hier ist es der Krieg, der ihm mit der Übersetzung der «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» 1943 zum Durchbruch verhilft und in Amerika geradezu einen eigenen Zweig der Burckhardt-Nachfolge hat entstehen lassen. Darüber hat Werner Kaegi in einer der drei Studien berichtet, die er unter dem Titel «Europäische Horizonte im Denken Jacob Burckhardts»¹ vereinigt hat.

In der Schweiz wird Burckhardt mit den sich aus der Situation aufdrängenden Zitate in die Front der geistigen Landesverteidigung einbezogen. In auffallender Parallele zu Deutschland wird er aber auch von frontistischer Seite bemüht (so 1941 von Hans Kläui). Auch wenn man Wert und Bedeutung der kleinen Form des Aufsatzes, des Essays oder der Buchbesprechung, wie sie in diesen Jahren zum Thema Jacob Burckhardt etwa von Hans Barth gepflegt worden ist, durchaus anerkennt, muß es im Rückblick doch merkwürdig erscheinen, daß (von der Dissertation Salome

Christi über «Jacob Burckhardt und die Poesie der Italiener», 1940, abgesehen) die schweizerische Burckhardt-Literatur größerer Form von Autoren stammen, die aus Deutschland kommen (Karl Löwith «Jacob Burckhardt. Der Mensch inmitten der Geschichte», 1936; Edgar Salin «Jakob Burckhardt und Nietzsche», 1938; Eberhard Grisebach «Jacob Burckhardt als Denker», 1943).

Das mag, was die schweizerische Seite anbetrifft, seinen Grund vor allem darin haben, daß die produktive Beschäftigung mit Jacob Burckhardt im wesentlichen eine Angelegenheit Basels geblieben ist, wo Überlieferung, Pietät und die Existenz eines riesigen, der Erschließung harrenden Nachlasses auf die Erfüllung jenes seit dem frühen Tod Otto Markwarts (1919) schmerzlich empfundenen Desideriums hindrängte: auf eine Fortführung der von ihm als Torso hinterlassenen Biographie.

Diese Aufgabe wurde von der Jacob-Burckhardt-Stiftung, die über dem Nachlaß waltet, nach dem ebenfalls unerwarteten Tod Emil Dürres (1934) dem jüngsten der Herausgeber der Gesamtausgabe übertragen: Werner Kaegi. Ihm zur Seite trat Max Burckhardt als Herausgeber der kritischen Gesamtausgabe der «Briefe», deren Bände seit 1949 erscheinen.

Mit dem Erscheinen des ersten Bandes seiner Jacob Burckhardt-Biographie ist im Jahr 1947, genau fünfzig Jahre nach dem Tod des großen Baslers, vor den Augen des Publikums ein Werk in Gang gekommen, das ohne Zweifel zu den bedeutendsten seiner Art in deutscher Sprache gehört. Dieser Band von fast 600 Seiten mit dem Untertitel «Frühe Jugend und baslerisches Erbe» folgt dem ersten Lebensbogen Burckhardts von 1818 bis 1839, das heißt bis zum Abbruch des Theologiestudiums und an die Schwelle der Berliner und Bonner Semester.

Die außerordentliche Breite der Darstellung setzt sich auch in den an dieser Stelle anzuzeigenden weiteren drei Bänden der Biographie fort: Der zweite (1950) umfaßt die Jahre 1839 bis 1846 und zählt ebenfalls an die 600 Seiten. Der dritte (1956),

der «Zeit der klassischen Werke» von 1846 bis 1860 gewidmet, überschreitet 750 Seiten. Der vierte (1967) von nahezu 500 Seiten schildert «Das historische Amt und die späten Reisen» zwischen 1860 und 1886². Der fünfte, dem sich die Erwartungen der Leser nun zuwenden, wird die «innere Geschichte dieses selben Zeitraumes im geschlossenen Zusammenhang zeigen, das heißt die Ideen der großen allgemein historischen Vorlesungen, die vom späten Mittelalter bis zur Revolutionszeit führen und im Erlebnis der Gegenwart münden, so umreißen, daß ein Kapitel über die «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» das Schlußstück bilden kann» (IV. XVIII). Mit einem sechsten Band über das letzte Lebensjahrzehnt Burckhardts soll das Werk schließen.

Wie ist Werner Kaegi, der Autor von schlanken Bänden «Historischer Meditationen», dazu gekommen, die Biographie Jacob Burckhardts in ein Werk von am Ende sicher nicht weniger als 3000 Druckseiten zu fassen? Jede Würdigung muß mit einer Antwort auf diese Frage einsetzen.

Otto Markwart stellte seiner Biographie einen großen, aus Zeugnissen der ganzen Lebenszeit Burckhardts gekelterten Essay voran, in dem er dem Leser die «geprägte Form» der Persönlichkeit vorweist, um ihn erst dann auf den Weg der biographischen Stationen zu führen, über die Burckhardt «lebend sich entwickelt» hat. Kaegi hat diese «geprägte Form» aus den Dokumenten der Jugendzeit Burckhardts selbst herausgeschält. Er fand im Nachlaß schon für die ersten Lebensjahrzehnte eine ungewöhnliche Fülle von im höheren Sinne biographisch relevantem Stoff, der zusammen mit dem familien- und lokalgeschichtlichen Material das «Bild einer Kindheit» ergab, das nicht nur «zahllose Fäden noch erkennen ließ, die in andern Biographien wegen der fehlenden Dokumente nur zu erraten sind», sondern das «für das Verständnis des späteren Burckhardt unentbehrlich und zugleich als menschliches Bild um seiner selbst willen so reizvoll erschien», daß Kaegi im Ausschöpfen dieses Stoffes bewußt «bis an die Grenze des Erträglichen

und vielleicht zuweilen darüber hinausging».

Dieser Befund, der analog auch für die späteren Lebensalter Burckhardts gilt, verbindet sich mit dem Umstand, daß der Nachlaß, wie Kaegi es ausdrückt, «zwar andern Zwecken nicht durchaus verschlossen» ist, aber nur ihm als dem von der Jacob-Burckhardt-Stiftung beauftragten Biographen «unbeschränkt zur Verfügung steht». Darum hat er das «Problematische» zurücktreten und sich in der Ausführung auch nicht in erster Linie von darstellerischen Erwägungen leiten lassen, sondern die Gunst seines Auftrages dazu benützt, «vor allem diese Quelle auszuschöpfen und mitzuteilen, was mitteilbar war» (I. XVIII).

Zum äußeren Umfang wie zur inneren Fülle der Biographie nicht weniger beigetragen hat das durchgehend verwirklichte Anliegen Kaegis, «Burckhardt aus der biographischen Isolierung, in der er bisher stand, zu lösen und in den geistigen Zusammenhang seiner Welt zu stellen» (I. XX).

Personen und Institutionen, Lokaltäten und Situationen, Ereignisse und Erlebnisse werden von Kaegi in kunstvoller Mischung von orientierender Information und zielbewußter Zuspitzung auf das biographische Moment hin so intensiv eingeführt und geschildert, daß Burckhardt für Augenblicke zur Nebenfigur, zur Staffage in Um- und Mitweltsgemälden voll perspektivischer Durchblicke wird, um dann, wie in einem Film, wieder näher ins Bild geschwenkt und wieder Hauptperson zu werden. Dieses Verfahren ist eng mit dem wohl jedem Biographen aus innerer Zuneigung eigenen, bei Kaegi gesteigert präsenten und an Burckhardt in idealer Weise realisierbaren Drang verbunden, im nachschöpferischen Prozeß der Lebensbeschreibung alle verfügbaren Daten der dargestellten Person am roten Faden ihrer Entwicklung in ein möglichst dichtes, innerlich sinnerfülltes Gewebe wechselseitiger Bezogenheit zu bringen.

Was ist nun der Ertrag dieser exemplarischen Bemühung? Zunächst ganz einfach das, was Kaegi selber «eine gründlich durchgearbeitete Geschichte eines wohlge-

ratenen Menschen» genannt hat (II.XXI). Wir wissen fortan Bescheid über den Lebenslauf Jacob Burckhardts.

Um diesen Kern schließt sich das, was Burckhardt in den «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» die «Rekonstruktion ganzer vergangener Geisteshorizonte» genannt hat. Wenn auch der Meister anekdotisch belebter Milieuschilderungen gelegentlich mit dem Biographen durchgeht und ein andermal der an möglichst dichter Verknüpfung der Daten sich begeisternde Biograph dem methodischen Historiker einen kleinen Streich spielt, so gehört das zum Preis einer solchen Biographie, die den Leser nur dann ganz an ihr Ziel zu führen vermag, wenn der Biograph selber gelegentlich darüber hinausschießen und auf das Verständnis des Lesers zählen darf.

Der reichste Ertrag stellt sich aber erst in jenen Teilen der Biographie ein, die ihrem eigentlichen Anlaß: dem Werk Burckhardts, gewidmet sind. Als Burckhardt 1897 starb, kannte man ihn als den seit dreißig Jahren verstummten Verfasser des «Constantin», des «Cicerone» und der beiden Renaissance-Bücher. Dann erschien, von Hans Trag und Jacob Oeri besorgt, die erstaunliche Folge seiner Werke aus dem Nachlaß: 1898 die «Erinnerungen aus Rubens» und die «Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien», 1898—1902 die «Griechische Kulturgeschichte» und 1905 die «Weltgeschichtlichen Betrachtungen». Von Emil Dürr herausgegeben folgten 1918 die «Vorträge», eine kleine Auswahl aus den rund hundertsechzig, die Burckhardt in Basel und in Zürich gehalten hat, und 1929 im Rahmen der Gesamtausgabe die «Historischen Fragmente» aus den Vorlesungsmanuskripten Burckhardts. Damit schien das großartige Kapitel der Nachlaßpublikationen abgeschlossen.

Kaegi hat sich für den zweiten und dritten Band nun noch einmal des ganzen Stoffs der Vorlesungs- und Vortragsmanuskripte angenommen, ihn systematisch durchgearbeitet und mit den übrigen einschlägigen Quellen, insbesondere den Briefen, verbunden und ist so im Zusammenhang mit einer nicht minder intensiven

Beschäftigung mit den gedruckten Werken Burckhardts zu den wohl bedeutsamsten Entdeckungen seiner Arbeit gelangt: So lernen wir, um nur einige größere Komplexe herauszugreifen, den Inhalt der Vortragsreihen über Geschichte der Malerei von 1844/45 und 1845/46, Burckhardt als Begründer einer schweizergeschichtlichen Tradition an der Universität Basel, Ausmaß und Bedeutung seiner Studien zum Mittelalter, und damit bisher unbekannte Wege zu seinen Büchern und zu ihrer Stelle im ganzen seiner Pläne und seines eigenen Weges durch die Geschichte den Zusammenhang seiner Beschäftigung mit der Gegenreformation kennen. Diese Rekonstruktion ist so zwingend und reizvoll zugleich, daß sie auch dort vollkommen zu fesseln vermag, wo der Gegenstand dem Leser fernsteht.

Im Bereich dieses Höhenwegs der Biographie stellt sich nun aber eine nicht unterdrückbare kritische Frage ein:

Kaegi hat, wie wir sahen, seine Biographie bewußt als weitgeöffnetes Gefäß zur Aufnahme von möglichst viel originalen Unterlagen bestimmt. Nun sind natürlich der Mitteilung solchen Stoffes auch bei äußerster Dehnung des biographischen Rahmens Grenzen gesetzt. Das im biographischen Bereich mehr formale Probleme stellende Verfahren erreicht seine sachliche Leistungsgrenze, wo es um zusammenhängende, aber Manuskript gebliebene oder gedruckte, aber schwer erschließbare Texte geht. Ihnen gegenüber gleicht der Biograph einem Taucher, der aus einem gesunkenen Schatzschiff die seiner Meinung nach wertvollen Stücke heraufholt und mit den schon früher geborgenen zu einem Ganzen fügt, jedoch den Besucher der Sammlung, der nicht mittauchen kann, bei allem Vertrauen, das dieser ihm schenkt, nicht ganz darüber zu beruhigen vermag, daß auch wirklich alle signifikanten Stücke dabei sind.

Kaegi ist sich dieser Problematik durchaus bewußt. Er hat im ersten Band eine Reihe von «Paralipomena zur Lebensgeschichte und zum Werk Jacob Burckhardts» parallel zur Biographie und als

Nachtrag zur Gesamtausgabe in Aussicht gestellt, dann aber aus «Gründen der Arbeitsökonomie» (wie es im Vorwort zum zweiten Band heißt) einstweilen davon abgesehen, den ersten, im Manuskript schon abgeschlossenen Band herauszubringen, zugleich aber unterstrichen, es bestehe «schlechterdings die Pflicht, diese Schätze zu heben» (II. XX).

Die editionstechnischen Hindernisse, die sich weiteren Publikationen aus dem Nachlaß Burckhardts ergeben, sind gewiß groß, und es wird sich auch nie darum handeln können, alles zum Druck bringen zu wollen. Aber die Beschreibung der einzelnen Manuskripte durch Kaegi läßt doch den Schluß zu, daß nicht alle «Perlen ... in einem Gestrüpp von unpublizierbaren Notizen und auch dort nicht in rasch erkennbarer, schimmernder Gestalt» liegen und «nur mit einem Gerät sorgfältiger Rekonstruktionen der Probleme und Zusammenhänge überhaupt aufgespürt und gesichert werden» können. So dürfte es ohne unüberwindliche Schwierigkeiten möglich sein, die Vorträge über Malerei von 1844/46 herauszubringen, samt den Lexikonartikeln, die Burckhardt zur gleichen Zeit für die neunte Auflage des Brockhaus geschrieben hat, und seinem Anteil an der Neubearbeitung der beiden Kuglerschen Handbücher.

Was das Fehlen einer solchen Grundlage gelegentlich sogar dem an der Quelle sitzenden Biographen zufügen kann, mag folgendes Beispiel zeigen:

Kaegi beschreibt im ersten Band ausführlich die Sammlung von Münzen und Medaillen des Vaters von Jacob Burckhardt und ihre Bedeutung für dessen frühe Bildung. Er hebt dabei besonders die Sammlung der Medaillen des berühmten Schwyzer Stempelschneiders J. C. Hedlinger hervor und bemerkt dazu: «Wenn Jacob Burckhardt selbst nie im Zusammenhang über Hedlinger gesprochen hat, so war das nicht Zufall, sondern bewußte Zurückhaltung in einem intimen Bezirk familiärer Diskretion. Dieses Thema war das geistige Eigentum seines Vaters, des Antistes, und seines jüngeren Bruders Gott-

lieb». In der Anmerkung wird hinzugefügt: «Burckhardt mag gefunden haben, daß man die Bedeutung Hedlingers im Familienkreis etwas übertrieben habe, und später besaß er ein zu persönliches Verhältnis zur klassischen Formensprache, als daß er auf diesen Klassizisten hätte zurückkommen mögen.» Auf der nächsten Seite notiert Kaegi in einer weiteren Anmerkung einen am 1. August 1865 in den «Basler Nachrichten» erschienenen Bericht, wo Hedlinger «panegyrisch und übertreibend <seit dem Erlöschen der Antike der größte und bis auf den heutigen Tag unübertroffene Meister des Stempelschnittes> genannt wird» (I. 184 ff.).

Man ist dann etwas erstaunt, Hedlinger im zweiten Band im Abschnitt über die Lexikonartikel für Brockhaus doch wieder zu begegnen. Es zeigt sich, daß Burckhardt der Charakteristik der alten Auflage: «einer der ausgezeichnetsten Stempelschneider des 18. Jahrhunderts», aus eigenem beigelegt hat: «Hedlinger kann mit Recht als einer der größten Meister seines Faches seit Anbeginn der Kunstgeschichte gelten und war in der Technik vielleicht der Ausgezeichnetste seit dem Erlöschen der antiken Kunst.» Nun nennt Kaegi diese Kennzeichnung (die offensichtlich dem Panegyrikus der «Basler Nachrichten» Pate stand und übrigens, wie verschiedene andere Artikel Burckhardts, auch im Konkurrenzunternehmen des Großen Meyer auftaucht) ein «Bekenntnis, das die intime eigene Beziehung zu Hedlingers Schöpfungen und die Sammlung der Vorfahren verschweigt — und doch so beredt bezeugt» (II. 535 f.).

In einem im dritten Band berührten Zusammenhang heißt es schließlich: «Es ist gewiß kein Zufall, daß ... in einem der intimeren Notizhefte... der Name des Künstlers steht, der durch seine kleinen Skulpturwerke aus dem Zeitalter Winckelmanns einst dem Kinde die ersten Eindrücke plastischer Originale von hoher Qualität vermittelt hatte: <Hedlinger, 1691—1771>» (III. 160).

Das Ganze ist gewiß kein großes Malheur, zeigt aber, daß gerade eine Edition

der formal zugänglicheren Texte das von Kaegi geforderte «Gerät sorgfältiger Rekonstruktionen» sehr wesentlich verbessern könnte.

Hier stellt seine Biographie der künftigen Burckhardt-Forschung eine erste große und dringende Aufgabe.

Die zweite wäre die einer Biographie im Normalformat von einigen hundert Seiten — nicht nur für «das große Publikum» (wie Kaegi im Vorwort zum ersten Band meint), sondern vielleicht sogar für geplagte Kollegen. Es wäre ein Jammer, wenn die gewaltige Leistung Kaegis dadurch mattgesetzt würde, daß man sich mit ihr begnügt.

Daran schließt sich eine dritte Aufgabe. Kaegi hat die Biographie in dem seiner Generation noch weitgehend möglichen und durch Erfahrungen einer fünfzigjährigen Krisenzeit nur noch beförderten Einklang mit der Bildungswelt und vielen Wertvorstellungen Burckhardts geschrieben. Das ist an sich ein großes Glück, weil bei anderen Konstellationen nur zu leicht verquälte Bilder entstehen. Die Generation der heute Zwanzig- bis Dreißigjährigen wird den Zugang zu Burckhardt aber längst

nicht mehr so selbstverständlich finden, ja vielleicht schon gar nicht mehr suchen. Hier ist mit einstimmendem Verständnis allein nicht mehr weiterzukommen; hier muß die Herausforderung Burckhardts einsetzen, damit die Vollendung der herrlichen Biographie, für die Werner Kaegi in den Tagen der 150. Wiederkehr des Geburtstages von Jacob Burckhardt Dank geboten und Glück gewünscht sei, nicht in eine Zeit falle, der Burckhardt als Gerücht entschwindet.

Werner Gabriel Zimmermann

¹Erschienen als Neujahrsdruck 1962 der Buchdruckerei Winterthur (183 S.) und bei Benno Schwabe, Basel 1963. — Nach Kaegi hat sein Schüler Hans Rudolf Guggisberg vor der Swiss-American Historical Society in Washington und New York das Thema weitergesponnen: «Jacob Burckhardt and America» (1966). — ²Band II: Das Erlebnis der geschichtlichen Welt (1950), Band III: Die Zeit der klassischen Werke (1956), Band IV: Das historische Amt und die späten Reisen (1967), alle bei Benno Schwabe in Basel erschienen.

STRATEGIE

Für die 17. Ausgabe der Encyclopaedia Britannica wurde Liddell-Hart die Leitung der Fachgruppe für Militärfragen und Kriegsgeschichte übertragen. In dieser Stellung eröffnete sich ihm ein neues weites Gebiet für seine Tätigkeit als Militärschriftsteller. In seinem 1929 erschienenen Buch «The Decisive Wars of History» faßte er die grundlegenden Gedanken, die er in seiner Redaktionstätigkeit gewonnen hatte, zusammen. Er hat dann in der Folge immer wieder an diesem Buch gearbeitet und in späteren Ausgaben neue Erkenntnisse, die er in seiner reichen schriftstellerischen Tätigkeit gewann, verarbeitet. Schon für die zweite Ausgabe wurde ein neuer Titel

«Strategy — The Indirect Approach» gewählt. Ende letzten Jahres ist nun die neueste, wiederum erweiterte Ausgabe erschienen¹.

Der ursprüngliche und der neue Titel zeigen deutlich, worum es dem Verfasser in allen seinen Arbeiten ging: Aus den Lehren der Vergangenheit wollte er die unveränderlichen Grundsätze, welche die Kriegführung bestimmen, schöpfen, um damit den Weg für die Zukunft zu weisen. So hat er zum Beispiel im Vorwort zur Ausgabe von 1954 die Frage, welchen Einfluß die gerade in jenem Zeitpunkt erfolgte Explosion der ersten Wasserstoffbombe haben könnte, behandelt. Im Gegensatz zu

manchen andern prophezeite er damals, daß dadurch die Bedeutung der konventionellen Streitkräfte wieder zunehmen werde. In der heutigen Ausgabe kann er feststellen, daß die Entwicklung der letzten dreizehn Jahre ihm recht gegeben habe.

Die beiden Titel zeigen aber auch, daß es sich um ein kriegsgeschichtliches und ein kriegstheoretisches Werk zugleich handelt. Der historische Teil ist weit umfangreicher als der theoretische Teil, doch inhaltlich liegt das Schwergewicht zweifellos auf letzterem. Ich habe seinerzeit in meinen Besprechungen der Memoiren Liddell-Harts versucht zu zeigen, daß der Verfasser in seinem ganzen Wesen und Denken und damit auch in seiner Darstellungsweise im besten Sinn die typischen Wesenszüge seines Volks verkörpert². Das zeigt sich auch in diesem Buch wieder ganz deutlich. Der nüchterne Sinn der Briten ist auf das Praktisch-Konkrete gerichtet, während sie rein abstrakten Abhandlungen oft mißtrauisch gegenüberstehen. Diese Einstellung kommt sehr deutlich zum Ausdruck in den Abschnitten, in denen Liddell-Hart sich mit Clausewitz befaßt. Er erkennt die Bedeutung der Gedanken des großen Deutschen keineswegs, aber die rein abstrakte Formulierung der Gedanken führte seiner Meinung nach dazu, daß Clausewitz von der Nachwelt oft mißverstanden wurde, und mancher vermeintliche Schüler Clausewitz' hat aus diesem Mißverständnis heraus verhängnisvolle Irrtümer begangen. Liddell-Hart ist der Meinung, daß im besonderen die zu keinem Ziel führende, phantasielose Strategie der Materialschlachten des Ersten Weltkrieges eine Auswirkung der falsch verstandenen Lehre von Clausewitz sei.

«History as Practical Experience» ist das erste Kapitel überschrieben; darin legt Liddell-Hart eindrücklich dar, wie er das Studium der Kriegsgeschichte verstanden haben möchte. Mehr als in jedem andern Beruf ist der Soldat darauf angewiesen, aus den Erfahrungen von andern zu lernen. Diese aber können ihm nur durch die geschichtliche Erfahrung vermittelt werden. Dabei muß die Geschichte als Ganzes

betrachtet werden, denn das Studium einzelner Feldzüge führt allzu leicht zu Fehlschlüssen, weil darin die zeitgebundenen Faktoren überwiegen und das Zeitlose oft hinter allzu vielen Einzelheiten verborgen bleibt. Im Krieg ist das psychologische Moment das Entscheidende; dieses ist das Zeitlose, während das physische Moment von den jeweiligen Zeitumständen abhängig ist. Nur derjenige, der die Kriegsgeschichte als Ganzes betrachtet, wird in der Lage sein, für die Zukunft praktische Lehren daraus zu ziehen; derjenige aber, der sich auf einzelne Feldzüge und dabei besonders auf die Kriege der jüngsten Vergangenheit beschränkt, wird immer wieder in den Fehler verfallen, sich auf den letzten statt auf den nächsten Krieg vorzubereiten. Der Wert des kriegsgeschichtlichen Studiums wurde in neuerer Zeit gerade deshalb bezweifelt, weil dieser Fehler so oft begangen wird. Liddell-Hart nennt im einleitenden Kapitel auch die grundlegenden Erkenntnisse, die er aus der Kriegsgeschichte gewonnen hat: Nur die indirekte Annäherung an den Feind bringt die Entscheidung, während die direkte Annäherung zum Mißerfolg führen muß. Damit ist der rote Faden gegeben, der sich durch den ganzen historischen Teil des Buches hindurchzieht. So ist es dem Verfasser auch gelungen, sich in der Darstellung — die sich über zwei Jahrtausende von den Perserkriegen bis zum Zweiten Weltkrieg erstreckt — auf das Wesentliche zu beschränken. Dem Leser erscheint alles klar und eindeutig, weil er nicht durch Nebenumstände von der Hauptsache abgelenkt wird.

Man kann sich nachträglich die Frage stellen, ob Liddell-Hart bei seiner geschichtlichen Darstellung nicht allzu vereinfachend vorgegangen ist, um dann das beweisen zu können, was er bewiesen haben möchte. Dies ist aber nach meiner Beurteilung nicht der Fall. Man spürt allzu deutlich, daß der Verfasser das Buch nicht einer augenblicklichen Eingebung folgend geschrieben hat, sondern daß hier nur das Resultat gründlicher Studien zusammengefaßt wurde. Wir könnten beinahe für jedes Kapitel ein besonderes Werk Liddell-

Harts nennen, in dem er sich eingehend mit dem betreffenden Thema auseinander gesetzt hat.

Was versteht nun Liddell-Hart unter indirekter Annäherung? Diese Frage beantwortet er im letzten Teil seines Buches. Wie schon im einleitenden Kapitel angedeutet, sollte das Ziel jeder Strategie darin liegen, den Gegner psychisch zu schlagen. Im Gegensatz dazu sucht die direkte Annäherung in erster Linie eine physische Kraftprobe. Bei der direkten Annäherung wird der Widerstandswille des Gegners gestärkt; er vermehrt seine Anstrengungen und so kann die direkte Annäherung nur mit einem außerordentlichen Kräfteverschleiß geführt werden. Ein Sieg wird fast immer zu einem Pyrrhus-Sieg werden. Mit der indirekten Annäherung aber soll der Gegner schon aus dem Gleichgewicht gebracht werden, ehe es zur Schlacht kommt. Die Schlacht ist auch nicht der allein entscheidende Weg, um das strategische Ziel zu erreichen. Liddell-Hart zeigt die vielfältigen Verfahren, mit denen auf indirektem Weg das strategische Ziel erreicht wird, den Kampfwillen des Gegners zu brechen. Allen Verfahren eigentümlich ist das Bestreben, den Gegner zu überraschen, ihn aus der Richtung zu treffen, mit der er am wenigsten gerechnet hat. Eine Schlacht soll nicht um jeden Preis gesucht werden, sie soll nur dann aufgenommen werden, wenn sie unter günstigen Bedingungen eröffnet werden kann. Günstig sind die Bedingungen dann, wenn man selbst bereit ist, während der Gegner noch nicht bereit ist und er dennoch keine Möglichkeit hat, dem Kampf auszuweichen.

Diese Gedanken sind an sich nicht neu; so finden wir zum Beispiel bei Vegetius, der im 4. Jahrhundert ein militärisches Lehrbuch schrieb, zahlreiche Stellen, die ebenso gut von Liddell-Hart hätten geschrieben werden können³. Die Entwicklung der Massenheere im 19. und 20. Jahrhundert führte aber immer mehr zu einer rein mechanisch-materialistischen Betrachtungsweise und damit zu einer sinnlosen, blutigen Strategie der direkten Annäherung. Erst die Mechanisierung eröffnete

neue Möglichkeiten zur indirekten Strategie. Die heutige Lage aber ist dadurch gekennzeichnet, daß die direkte Strategie durch die Nuklearwaffen völlig sinnlos geworden ist. Für die indirekte Strategie aber braucht es konventionell gerüstete Streitkräfte. Eine besondere und heute aktuelle Form der indirekten Strategie ist der Guerillakrieg. In der vorliegenden Ausgabe hat Liddell-Hart ein eigens diesem Thema gewidmetes Kapitel hinzugefügt.

Zum Schluß sei noch auf die Ausführungen hingewiesen, mit denen der Verfasser Strategie und Politik voneinander abgrenzt. Die mechanische Denkweise hat in den beiden Weltkriegen dazu geführt, daß nur noch die totale Vernichtung des Gegners angestrebt wurde. Die Kriegführung hat sich dabei immer mehr selbständig gemacht; sie wurde fast zum Selbstzweck. Damit entfernte man sich immer mehr von der Vorstellung, daß der Krieg nur dann einen Sinn haben kann, wenn er die Voraussetzungen für eine neue Friedensordnung schafft.

Das besprochene Buch umfaßt das ganze Lebenswerk Liddell-Harts. Seit über vierzig Jahren hat er durch seine schriftstellerische Tätigkeit das militärische Denken der ganzen Welt in einem Maß beeinflußt wie kaum ein anderer. Dieses Buch aber kann füglich als eines der bedeutendsten betrachtet werden, die sich in neuester Zeit mit dieser Materie befaßt haben.

Fritz Wille

¹ B. H. Liddell-Hart, *Strategy — The Indirect Approach*. Faber & Faber Ltd., London 1967. — ² Schweizer Monatshefte, 45. Jahr, Heft 7 (Oktober 1965), S. 660 f. — ³ So zum Beispiel Fl. Vegetius Renatus, *De Re Militari*, Lib. III, Cap. XXVI: «Aut inopia, aut superventibus, aut terrore melius est hostem dominare, quam proelio: in quo amplius solet fortuna potestatis habere, quam virtus» — oder «Nulla consilia meliora sunt, nisi illa, quae ignoraverit adversarius antequam facias» — oder «Boni duces publico certamine numquam nisi ex occasione aut nimia necessitate confligunt.»

ZUR GESCHICHTE DES KALTEN KRIEGS

Es wäre zweifellos vermessen zu sagen, der Kalte Krieg sei vorüber. Vermutlich wird eine objektive Aussage über das Ende dieser Auseinandersetzung ebensowenig je möglich sein wie über das Ende der Religionskriege — man wird vielmehr wie im 18. Jahrhundert eines Tages feststellen, daß das, was die Gemüter bisher zu erhitzen pflegte, aufgehört hat, aktuell zu sein. Hingegen steht fest, daß sich der Kalte Krieg verändert hat, mögen auch die Urteile über die Tragweite von Erscheinungen wie Polyzentrismus, Lockerung der westlichen Allianzsysteme, Überhandnehmen lokaler Konflikte usw. noch weit auseinandergehen. Unbestritten dürfte ferner die Folgerung sein, daß die Konfrontation zwischen Ost und West durch alle diese Vorgänge etwas von ihrer Schärfe verloren hat.

Den meisten, die sich des Ernstes der Lage bewußt waren, bedeutete der Kalte Krieg eine Bedrohung von fast apokalyptischer Größe, und so erstaunt es denn weiter nicht, daß bereits dieses geringe Nachlassen der Spannung einer ganzen Reihe von Fragen ruft: Wäre der Kalte Krieg überhaupt vermeidbar gewesen? Hätte es schon früher Chancen zu seiner Beilegung oder Dämpfung gegeben? Wer hat ihn verursacht? Wann und wo sind die Versäumnisse gemacht worden, die allfällige Chancen zu seiner früheren Beendigung ungenützt vertun ließen?

Eine neue Kriegsschuldfrage?

Antworten auf diese Fragen sind allerdings schon seit langem zur Hand, und zwar von östlicher wie von westlicher Seite. Sie gleichen sich auf beiden Seiten insofern, als sie jeweils im allgemeinen einfach der Gegenseite die Verantwortung für den «Ausbruch» des Kalten Kriegs zuschieben: Die Sowjetunion habe, so behaupten östliche Publikationen, nach heldenhaftem Kampf gegen die Nazi-Invasoren feststellen müssen, daß die Westmächte ihre Zusammenarbeit im Kampf gegen den Hitlerismus nicht aufrichtig gemeint hätten.

Die Westmächte seien, heißt es dagegen in westlichen Publikationen, nach verschiedenen Versuchen zu ehrlicher Zusammenarbeit mit der Sowjetunion zur Einsicht gelangt, daß diese nur die weitere Ausbreitung der kommunistischen Herrschaft anstrebe. Die beiden Standpunkte finden sich in der Literatur nach wie vor häufig vertreten¹.

Doch sind Bemühungen um eine Revision dieser Standpunkte im Gange. Die östliche Seite hat bisher freilich noch keine nennenswerte Berichtigung am Standpunkt, die andere Seite sei «schuld», gemacht, und dies obgleich Chruschtschow in seiner Kritik am Stalinismus auch in außenpolitischen Belangen keinerlei Zurückhaltung geübt und Stalins Verhalten gegenüber den Westmächten mit dem Stichwort «Verfolgungswahn» gekennzeichnet hat. Die zaghaften Ansätze unter Chruschtschow sind im Vorfeld der Fünfzigjahrfeier der Oktoberrevolution wieder hinweggespült worden durch das alles dominierende Bedürfnis, in der Geschichte der kommunistischen Parteiherrschaft in Rußland unbedingt Kontinuität zu zeigen. Diese Orientierung der Geschichtsschreibung gilt natürlich grundsätzlich auch für die Rußland im Westen angrenzenden Staaten, und zwar, wie eine neue Publikation von *Longin Pastusiak* zeigt, sogar in Polen, wo sich ja im Problemkomplex «Katyn» zweifellos ein naheliegender Ansatzpunkt für revisionistische Bestrebungen anböte. Pastusiak erblickt die Entstehungsgründe des Kalten Kriegs in der Nichterfüllung der Potsdamer Beschlüsse durch die USA²: Infolge der Übereinstimmung der Klasseninteressen der amerikanischen und der deutschen Industrie habe man von Anfang an darauf verzichtet, Deutschland gründlich zu entnazifizieren, zu demontieren und zu demilitarisieren; statt dessen sei ein selbständiger westdeutscher Staat als Puffer gegen die als größten Feind betrachtete Sowjetunion geschaffen worden. Diese Politik habe unmittelbar nach der Potsdamer Konferenz eingesetzt, nachdem zu jenem Zeit-

punkt die — allerdings ebenfalls amerikanischen Kapitalinteressen dienende — Politik zur Ausschaltung aller deutschen Konkurrenz wieder in den Hintergrund getreten sei. Die Gedankenführung Pastusiaks bleibt auf der schon bekannten Linie.

Umso gründlicher ist dagegen die Revision des westlichen Standpunktes. Am weitesten ging bisher der Engländer *Gar Alperovitz*, der die Entstehung des Kalten Kriegs auf den Umstand zurückführt, daß die Amerikaner als erste in den Besitz der Atombombe gelangten und dadurch in die Lage versetzt worden seien, nun gegenüber ihren kommunistischen Allianzpartnern plötzlich viel härter aufzutreten³. Alperovitz versucht nachzuweisen, daß Präsident Truman von dem Augenblick an, da am 16. Juli 1945 auf einem amerikanischen Versuchsgelände die erste Atombombe explodierte, den Russen gegenüber eine härtere Verhandlungslinie annahm. Der Abwurf von Atombomben auf die japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki schließlich habe lediglich dazu gedient, die Sowjetunion einzuschüchtern und sie zu zwingen, die damals in Gang gebrachte Sowjetisierung der ost- und südosteuropäischen Staaten wieder rückgängig zu machen. Mit der nuklearen Waffe in der Hand habe es sich Truman nun endlich leisten können, eine bereits unter seinem Vorgänger vorhandene, aber durch die Kriegsnötwendigkeit vorübergehend verhüllte, grundsätzlich feindselige Politik gegenüber der Sowjetunion offen durchzuführen.

Wie immer man die amerikanischen Nebenabsichten bei der Entwicklung und beim ersten militärischen Einsatz der Atombombe deuten mag — sie gehen übrigens aus den Quellen keineswegs so schlüssig hervor, wie dies Alperovitz glauben machen will —, so sind gegenüber solchen und ähnlichen Gedankengängen doch zwei grundsätzliche Einwände zu erheben.

Angelpunkt Polen

Erstens lehrt ein Blick auf die Chronologie der Ereignisse, daß es nicht sachgemäß ist,

bei der Suche nach den «Anfängen» des Kalten Kriegs seinen Blick auf die Zeit der Potsdamer Konferenz (7. Juli bis 2. August 1945) zu beschränken. Die Würfel sind bereits vorher gefallen, und zwar wahrscheinlich in Polen. Das zeigt die sorgfältige, durch eine umfangreiche Dokumentation ergänzte Studie «Beginnings of the Cold War» von *Martin F. Herz*⁴. Entscheidend waren nach Herz die Verhandlungen, die vom Januar bis Juli 1944 über das weitere Schicksal Polens geführt wurden. Der Umstand, daß es damals nicht gelang, eine allen Beteiligten genehme Lösung zu finden, stellte wohl den Wendepunkt im Verhältnis der Sowjetunion zu ihren westlichen Verbündeten dar (S. 57, 73). Am 1. August 1944 erhob sich dann, durch russische Radiosendungen angefeuert, die polnische Untergrundarmee in Warschau zum Kampf gegen die deutschen Unterdrücker — wobei die am Ostufer der Weichsel stehenden Truppen der Roten Armee auf Stalins Geheiß Gewehr bei Fuß zusahen, wie die Deutschen die Untergrundarmee vernichteten und damit das einzige Machtinstrument, über das die in London sitzende polnische Exilregierung in Polen selbst verfügte, ausschalteten. Diese Ereignisse ließen westliche Beobachter die sowjetischen Absichten in dramatischer Weise bewußt werden. Was dann in Jalta geschah, bedeutete weiter nichts als den letzten Versuch seitens der Westmächte, die Sowjetunion, die inzwischen in allen von der Roten Armee besetzten Territorien *fait accompli* geschaffen hatte, zum Einlenken zu bewegen.

Herz weist darauf hin, daß sich die Sowjetunion bei der Durchführung ihrer Politik mit einem gewissen Recht auf die Praxis berufen konnte, die die USA und Großbritannien seit dem 3. September 1943 in Italien geübt hatten: In der alliierten Militärregierung in Italien wurde den Sowjets nämlich praktisch jedes Mitspracherecht verweigert (S. 114). Welche Absichten im einzelnen hinter diesem Verhalten standen, müßte freilich erst noch untersucht werden. Jedenfalls steht fest, daß der Beginn ernsthafter Spannungen

zwischen Ost und West lange vor der Potsdamer Konferenz anzusetzen ist.

Ein zweiter grundsätzlicher Einwand gegen Studien in der Art des Buches von Alperovitz ergibt sich aus dem Umstand, daß jedes Verfahren, das lediglich zu ermitteln versucht, «wer zuerst angefangen» hat, bereits mit der Fragestellung eine im Grunde unstatthafte Vereinfachung einführt. Es sind differenziertere Konzepte erforderlich — Konzepte, die auch das Wechselspiel und die Spiegelungen von Handlungen, Absichten und Sehweisen mit in die Betrachtung einbeziehen; ins Auge zu fassen wäre demnach nicht so sehr das Verhalten einer bestimmten Konfliktsmacht als vielmehr die Konfliktsituation als Ganzes. Eine «Kriegsschulddiskussion», wie sie für den Ersten Weltkrieg etwa durch Fritz Fischer und für den Zweiten Weltkrieg durch A. J. P. Taylor und David L. Hoggan in Gang gebracht worden ist, dürfte sich darum für die Entstehung des Kalten Kriegs erübrigen.

Indessen erhebt sich aber auf jeden Fall die Frage, auf welcher Ebene eine solche Analyse der Gesamtsituation einzusetzen hat: Handelte es sich um einen ideologischen (und folglich unvermeidbaren und nicht beizulegenden) Konflikt oder lediglich um eine diplomatisch-strategische (und folglich durch vernünftigeres Gebaren vermeidbare oder wenigstens ohne weiteres wieder lösbare) Interessenkollision zweier Großmächte?

Kontinuität der Ideologie

Sowjetologen und Spezialisten für Fragen des internationalen Kommunismus sind geneigt, vermehrt das Element ideologischer Kontinuität in den Vordergrund zu stellen. So kommt *Werner Marx* in seiner Einleitung zum Sammelband «Kommunismus international» zum Schluß, daß die Episode von Stalins Zusammenarbeit mit den Westmächten gegen Hitler lediglich eine taktische Anpassung der im übrigen unverändert weltrevolutionären Zielen dienenden sowjetischen Außenpolitik dargestellt

habe; der Kalte Krieg habe in dem Augenblick begonnen, da Moskau begriff, daß im Westen Staatsmänner wach geworden waren, die nach dem Tode Roosevelts nicht bereit waren, sich weiterhin übertölpeln zu lassen (S. 13)⁵.

Es entspricht nur der Logik einer solchen Auffassung, daß der Beginn des Kalten Kriegs im Oktober 1917 angesetzt wird. Diese Sehweise erscheint programmatisch ausgedrückt im Untertitel des ersten Bandes der «Histoire de la guerre froide» von *André Fontaine*: «De la Révolution d'Octobre à la Guerre de Corée 1917—1950⁶.» Dieses umsichtig geschriebene Buch des Auslandredaktors von «Le Monde» befaßt sich zunächst ausführlich mit der westlichen Intervention im russischen Bürgerkrieg und versucht sodann die Kontinuität des westöstlichen Gegensatzes aufzuweisen. Daß sich der latent schon immer vorhandene Gegensatz dann gerade an der polnischen Frage in einer bisher unbekannten Schärfe entzünden konnte, erklärt Fontaine aus dem ungeschickten Verhalten der westlichen Staatsmänner: Nachdem diese zunächst eine unnachgiebige Haltung zeigten, wenig später aber gegen bloße vage Versprechen alle ihre Ansprüche wieder preisgaben, mußte Stalin zur Auffassung gelangen, daß er es offenbar nur mit Heuchlern und Schwindlern zu tun habe, und er gab sich fortan auch keine besondere Mühe mehr, sein brutales Vorgehen in irgendeiner Weise zu mäßigen (S. 300).

Zu ähnlichen Schlußfolgerungen gelangt aufgrund einer Untersuchung des amerikanischen Standpunktes *Dexter Perkins*, einer der Altmeister der amerikanischen Diplomatiegeschichte⁷. Er weist auf das Befremden hin, das das Verhalten der — übrigens ja erst im Jahr 1934 anerkannten — Sowjetunion in den USA immer wieder hervorgerufen habe; das galt insbesondere für die zynische Verständigung mit Hitler im Jahr 1939 und für die rücksichtslose Behandlung Finnlands und der baltischen Staaten (S. 19). Nach Ansicht Perkins' war der Kalte Krieg unvermeidlich, solange überhaupt noch ein demokratischer Staat bestand (S. 28).

Skorpion und Tarantel

Der ideologischen Deutung des Kalten Kriegs steht die Erklärung dieses Konfliktes als Zusammenstoß zweier Großmächte gegenüber. In einer im Rahmen des Washington Center of Foreign Policy Research (School for Advanced International Studies, Johns Hopkins University) entstandenen Arbeit weist *Charles Burton Marshall* auf den seit dem 18. Jahrhundert westwärts gerichteten Expansionsdrang Rußlands hin⁸. Der Kalte Krieg brach aus, als sich die politische Führung der USA im Jahr 1946 entschloß, die seit 1939 in unerhörter Weise vorangetriebene Westexpansion der Russen fortan nicht mehr unwidersprochen hinzunehmen (S. 33). Der britische Historiker *Geoffrey Barraclough* sieht den Zusammenstoß der beiden Großmächte in noch größeren Zusammenhängen und vertritt die Auffassung, daß die Grundlagen zur Entstehung des Kalten Kriegs im Jahr 1917 gelegt worden seien: durch den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg und durch die Machtübernahme der Bolschewisten in Rußland. Damit habe das Jahr 1917 einen gründlichen Szenenwechsel auf der Bühne der internationalen Politik bedeutet; beide Mächte hätten das europäische Gleichgewicht mit voller Absicht ausgeschaltet und schließlich die Welt unter sich geteilt⁹.

Als Konflikt zweier Staaten aufgefaßt, wohnte auch der Entstehung des Kalten Kriegs von einem gewissen Zeitpunkt an das Element der Unvermeidbarkeit inne. Der am Genfer «Institut universitaire de hautes études internationales» lehrende Amerikaner *Louis J. Halle* erkennt in der Situation von 1945 eine echte Tragik und braucht dafür das Bild der zusammen mit einem Skorpion in eine Flasche gesperrten Tarantel (S. XIII)¹⁰. Halles Buch «The Cold War as History» dürfte eine der originellsten Deutungen des Kalten Kriegs sein, die bisher geschrieben worden sind. Zwar ist sein Grundkonzept — die Schaffung eines Vakuums in Europa durch die Niederringung des nationalsozialistischen Deutschlands, Störung des Gleichgewichts

durch Einströmen der sowjetischen Macht in dieses Vakuum, Entgegentreten und Wiederherstellung des Gleichgewichts durch die USA — nicht neu und beansprucht auch nicht, neu zu sein. Schon viele haben die gesamte Auseinandersetzung lediglich in machtpolitischen Begriffen zu erfassen versucht und dabei wie Halle (S. 50) im ideologischen Moment und in den weltrevolutionären Absichten lediglich ein neuartiges Instrument zur Beeinflussung feindlicher Staaten im Interesse der russischen Großmacht erblickt.

Neu dagegen sind die kühnen Hypothesen, die Halle in diesem Zusammenhang aufstellt: Darnach habe Stalin im Grunde gar nicht gewünscht, halb Europa seiner Zwangsherrschaft zu unterwerfen; er sei vielmehr durch die Dynamik der geschaffenen Lage dazu gezwungen worden (S. 48). Für Polen wäre beispielsweise eine «finnische Lösung» in Frage gekommen, hätte sich nur anstelle der unnachgiebigen polnischen Exilregierung in London «ein polnischer Paasikivi» gefunden (S. 62—66). Solche Interpretationen bedürfen freilich erst noch einer genauen Überprüfung durch gründliche Einzeluntersuchungen. Was die Erforschung der sowjetischen Außenpolitik betrifft, so gibt es übrigens jetzt ein Arbeitsinstrument ersten Ranges in Form einer vom amerikanischen Osteuropaspezialisten *Thomas T. Hammond* unter Mitarbeit von *Frederick C. Barghoorn*, *George F. Kennan* und anderen zusammengestellten Bibliographie¹¹. Dieses monumentale Nachschlagewerk verzeichnet auf über 1200 Seiten rund 7000 Bücher in allen Sprachen; die angeführten Werke sind sowohl nach chronologischen als auch nach regionalen Gesichtspunkten greifbar und werden jeweils durch eine kurze Inhaltsangabe und durch einen Hinweis auf ihre Bedeutung charakterisiert.

Komplexere Interpretationsversuche

Vertiefte Studien über die Geschichte des Kalten Kriegs zeigen bald, daß das Verhältnis von Machtpolitik und Ideologie im

Grunde doch zu komplex ist, um einfach im Sinne einer Unterordnung der einen Kraft unter die andere begriffen werden zu können. So geht *David S. McLellan* von der University of California in einem Essay über den Kalten Krieg von der «Logik des Staatensystems» aus, die immer wieder zu Konflikten führe¹². Die außenpolitische Logik des im Westen durch keine Mauer geschützten Rußland sei es seit jeher gewesen, dort ein möglichst breites Glacis zu gewinnen und keine feindlich gesinnten Staaten zu Nachbarn zu haben. Seit dem Jahr 1917 aber betrachtete die Sowjetunion jeden nichtkommunistischen Staat als grundsätzlich feindseligen Nachbarn. *Jean Laloy* bezeichnet diese Eigenart des sowjetischen Staates, der die begrenzte Macht eines Territorialstaates mit dem grenzenlosen Anspruch einer universalen Heilslehre verbindet, sehr zutreffend als «eine Art radioaktives Element, das, einmal in die internationale Politik eingeführt, nicht aufhören kann, alles zu zerstören, was nicht ihm selber gleicht» (S. 162)¹³. Das Buch dieses prominenten Spezialisten, der an der Sorbonne lehrt und zugleich auch wichtige Funktionen am Quai d'Orsay ausübt, arbeitet durch eine scharfsinnige Analyse der Geschehnisse seit 1943 die auf solche Weise bestimmte Natur des Konfliktes heraus. Laloy gelangt zum Schluß, daß nur eine Wandlung der Geister auf östlicher Seite zu einer Entspannung führen könne — und in einem gewissen Maße bereits auch schon geführt habe (S. 164). Die gleiche Folgerung zieht in einem bemerkenswerten Artikel in der Zeitschrift «Foreign Affairs» der ehemalige Spezialassistent Kennedys, *Arthur Schlesinger Jr.*; er spricht in pointierter Formulierung die Hoffnung aus, daß die leninistischen Grundsätze dereinst die Politik der Sowjetunion ebenso wenig beeinflussen würden wie seit vielen Jahrzehnten die Zehn Gebote und die Bergpredigt die Politik der christlichen Staaten¹⁴.

Soweit zur Außenpolitik der Sowjetunion — wie muß nun aber der Konflikt als Gesamtphänomen gedeutet werden? Ein Mitarbeiter des bereits genannten Washing-

ton Center of Foreign Policy Research, *George Liska*, spricht von einem «halbwegs ideologischen Kalten Krieg in einem System von Pseudo-Nationalstaaten»¹⁵. Der Pluralismus der Staatenwelt sei durch den Pluralismus der Nuklearmächte seines Gehaltes entleert, der Konflikt der beiden Supermächte durch den ideologischen Gegensatz verschärft worden. Die erfolgreiche «Eindämmung» der sowjetischen Expansion habe nun zu einem Nebeneinander von verschiedenen «Reichen» geführt, wovon eines durch die USA — durch das «imperial America» — dominiert und pazifiziert werde.

Verpaßte Chancen in Deutschland?

Der Kalte Krieg hat sich binnen weniger Jahre über den ganzen Erdball hin ausgebreitet und fast alle Staaten erfaßt. War diese Entwicklung unabwendbar, oder gab es Gelegenheiten, gewisse Gebiete aus diesem Konflikt herauszuhalten? Die Diskussion über diese Frage war und ist besonders im Hinblick auf die Nachkriegsentwicklung Deutschlands sehr intensiv. Zunächst ging es um die Frage: Westbindung oder Blockfreiheit? Die Auseinandersetzungen hierüber, die dann schließlich mit der Gründung der Bundesrepublik entschieden werden sollten, werden in einer umfangreichen Studie von *Hans-Peter Schwarz* in allen Einzelheiten nachgezeichnet¹⁶. Schwarz gelangt zum Schluß, daß es damals zur Westbindung der Bundesrepublik keine echte Alternative gab (S. 695).

Aber die Frage stellte sich drei Jahre darauf erneut, als die Bundesrepublik in die westlichen Verteidigungsanstrengungen einbezogen werden sollte. Im März 1952 bot Stalin gesamtdeutsche Wahlen an, und dieses Angebot wiederholte eine sowjetische Note im August 1954, also nach dem Scheitern der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft; ein letztes Mal wurde dann diese Möglichkeit von sowjetischer Seite anläßlich der Genfer Konferenz von 1955 erwähnt. Die Regierung Adenauer ging darauf nicht ein, sondern entschloß

sich, der NATO beizutreten. Den Weg der Bundesrepublik von den Anfängen der Besatzungspolitik bis zur Unterzeichnung der Pariser Verträge schildert die im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik verfaßte Studie von *Gerhard Wettig*¹⁷. Diese äußerst minuziös geschriebene Arbeit weist wie das Buch von Schwarz Handbuchcharakter auf; beide Werke sind beim Studium dieses oder eines verwandten Gegenstandes unentbehrlich.

Die beiden Bände helfen mit ihrer großen Materialfülle insbesondere, die Thesen zu beurteilen, die immer wieder über die «verpaßten Gelegenheiten von 1952-55» vorgebracht werden. *Eugen Kogon* wirft in seinem, in einem Sammelband von Aufsätzen über die Ära Adenauer erschienenen Beitrag der damaligen deutschen Außenpolitik vor, gar keinen Versuch gemacht zu haben, «um realiter zu sehen, ob man in Osteuropa und möglicherweise weltweit zu irgendwelchen Kompromissen gelangen konnte» (S. 87)¹⁸. Versucht ist dies zwar worden — aber nicht sehr hartnäckig, und den Wert eines Versuches zu beurteilen, ist freilich in erster Linie eine Frage des Maßstabes. Auch *Klaus Erdmenger* räumt den sowjetischen Offerten einen gewissen Kredit ein; was er zeigen möchte, das deutet er bereits im Titel seines Buches an: «Das folgenschwere Mißverständnis»¹⁹. Ideologische, antikommunistische Starrheit und, darauf beruhend, ein völliges Mißverständnis der sowjetischen Vorschläge waren es, die nach der Sicht des Verfassers die negative Reaktion der Bundesrepublik auf die sowjetische Deutschlandpolitik hervorbrachten. Allerdings verzichtet der Autor darauf, die Glaubwürdigkeit der sowjetischen Vorstöße zu bewerten — und das ist ja wohl die Hauptaufgabe, die da zu lösen wäre.

Grenzen des Erfafßbaren

Einzelne Vorstöße auf ihre Glaubwürdigkeit und Aussagen einzelner Staatsmänner auf ihre Aufrichtigkeit zu prüfen: das ist ein ganz schwieriges, ja unmögliches Unter-

fangen. Daran scheiterte bisher im Grunde die gesamte Forschung über Entstehung und Verlauf des Kalten Krieges. Denn nicht um die Ermittlung neuer und die Klärung dunkler Tatsachen geht es hier; es gibt nur wenige Perioden der neuesten Geschichte, die quellenmäßig so gut erschlossen sind — diese Feststellung darf gemacht werden, obwohl die sowjetischen Archive sich noch nie geöffnet haben. Die Schwierigkeiten liegen in diesem Fall vielmehr in der Interpretation dieser Tatsachen. Ob es einem programmatischen Willen der Angelsachsen entsprach, wenn diese den Russen ein Mitspracherecht in Italien verweigerten, ob Stalin sich mit einem «polnischen Paasikivi» zufrieden gegeben hätte, ob Roosevelt stets nur in universalistischen Begriffen und nie an Interessensphären dachte, ob Stalin sich erst durch das Beharren der Westmächte auf freie Wahlen in Osteuropa zu brutalerem Vorgehen veranlaßt fühlte — all das und viele andere Fragen werden sich nie objektiv beantworten lassen, nicht einmal auf dem Weg der so weit als möglich in das Innere einer Persönlichkeit eindringenden historischen Biographie.

Allerdings gibt es neben dem Willen einzelner Persönlichkeiten auch allgemeine Strömungen, Konstanten, Strukturen. *Ernst-Otto Czempiel* hat versucht, für den Fall der amerikanischen Außenpolitik von 1945 bis 1949 die eine gewisse Kontinuität zeigenden Verhaltensweisen einer Gesellschaft nachzuzeichnen, «die den Strom der Geschehnisse, der auf die betreffende Gesellschaft zufließt, auffangen, in Kanäle leiten und ihm dadurch in gewisser Weise erst zu seiner eigentlichen Gestalt verhelfen»²⁰. Er analysiert zunächst das Modell der kollektiven Sicherheit, wie es der amerikanischen Außenpolitik ursprünglich zugrunde lag; dabei klärt er Begriffe wie «Souveränität», «Unabhängigkeit» und «Einfluß», denen im Rahmen des amerikanischen Modells der kollektiven Sicherheit eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zukam. Anschließend untersucht er den Übergang zur neuen «Struktur», zum «System der gegenseitigen Sicherheit», wie es dann

in der NATO verwirklicht wurde. Man wird Czempel für seine Untersuchung dankbar sein und nur allzusehr auch ein Gegenstück über die sowjetische Außenpolitik wünschen, denn manche Einzelercheinung aus den Jahren nach 1945 erhält durch den Hinweis auf solche Strukturen plötzlich Sinn und Zusammenhang. Aber auf dem Weg zu einer verlässlichen Interpretation dessen, was die Staatsmänner der in der Allianz gegen Hitler verbündeten Völker wirklich wollten, ist auch dies erst ein kleiner Schritt. Die Diskussion wird weitergehen.

Daniel Frei

¹Vgl. den lehrbuchmäßig knappen Abriß von Derek Heater, *The Cold War*, Oxford University Press, London 1965. ²Longin Pastusiak, *Polityka Stanów Zjednoczonych w Niemczech 1945—1949*, Ossoliński-Verlag, Wrocław 1967. ³Gar Alperovitz, *Atomare Diplomatie, Hiroshima and Potsdam*, Rütten und Loening Verlag, München 1966 (übertragen aus dem Englischen; in der deutschen Ausgabe fehlt leider der wissenschaftliche Apparat). ⁴Indiana University Press, Bloomington-London 1966. ⁵Kommunismus international 1950—1965, Probleme einer gespaltenen Welt, Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1965. ⁶Fayard, Paris 1967. Bd. 2 mit dem Untertitel «De la guerre de Corée à la crise des alliances, 1950—1967» ist nun ebenfalls erschienen. ⁷*The Diplomacy of the New Age, Major Issues in U.S. Policy since 1945*, Indiana University Press, Bloomington-London 1967. ⁸*The Cold War, A Concise History*, Franklin Watts Inc., New York 1965. ⁹«Vom europäischen Gleichgewicht zur Weltpolitik», in: G'B', *Tendenzen der Geschichte im 20. Jahrhundert* (Beck'sche Schwarze Reihe Bd. 42),

Verlag C. H. Beck, München 1967, S. 97—129. ¹⁰*The Cold War as History*, Chatto & Windhus, London 1967. ¹¹*Soviet Foreign Relations and World Communism, A Selected, Annotated Bibliography of 7000 Books in 30 Languages*, Princeton University Press, Princeton 1965. ¹²*The Cold War in Transition*, Collier-Macmillan Ltd., London 1966. ¹³*Entre guerres et paix, 1945—1965*, Plon, Paris 1966. ¹⁴«Origins of the Cold War», *Foreign Affairs* Bd. 46 (1967/68), Nr. 1, S. 22—52. ¹⁵*Imperial America, The International Politics of Primacy* (Studies in International Affairs Nr. 2), The Johns Hopkins Press, Baltimore 1967. ¹⁶*Vom Reich zur Bundesrepublik, Deutschland im Widerstreit der außenpolitischen Konzeptionen in den Jahren der Besatzungsherrschaft 1945—1949* (Politica, Abhandlungen und Texte zur Politischen Wissenschaft Bd. 38), Hermann Luchterhand Verlag GmbH, Neuwied-Berlin 1966. ¹⁷*Entmilitarisierung und Wiederbewaffnung in Deutschland 1943—1955*, Internationale Auseinandersetzungen um die Rolle der Deutschen in Europa (Schriften des Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik e.V. Bd. 25), R. Oldenbourg Verlag, München 1967. ¹⁸*Adenauer und die Folgen, Siebzehn Vorträge über Probleme unseres Staates*, hg. von Hans-Joachim Netzer (Beck'sche Schwarze Reihe Bd. 32), Verlag C. H. Beck, München 1965. ¹⁹Das folgenschwere Mißverständnis, Bonn und die sowjetische Deutschlandpolitik 1949—1955 (Reihe «Sozialwissenschaft in Theorie und Praxis»), Verlag Rombach, Freiburg i.Br. 1967. ²⁰*Das amerikanische Sicherheitssystem 1945—1949, Studie zur Außenpolitik der bürgerlichen Gesellschaft* (Beiträge zur auswärtigen und internationalen Politik Bd. 1), Walter de Gruyter & Co., Berlin 1966.